

Mia san mia

Kaum ein Land ist in den letzten Monate so oft in den Medien und bleibt dabei seltsam unbekannt.

Wer oder was ist eigentliche die katarische Gesellschaft? Eine Entdeckung

VON ROBERT CHATTERJEE UND LEO WIGGER

Auf den blank polierten Bürgersteigen der Promenade flanieren Menschen, die direkt einer Ralph-Lauren-Werbung entsprungen sein könnten. Rentnerpärchen, die Kaschmirpullis locker um den Hals gelegt, Joggerinnen mit Air Pods im Ohr, Spaziergänger, die ihre Hunde ausführen. Aus den Palmenkübeln schallt dezente Fahrstuhlmusik. In der Marina ankern im türkisblauen Wasser Jachten aller Größen und die im Vergleich mickrig wirkenden Boote der Wasserpolicie. Am Ende der Promenade eine Installation, auf der in großen Lettern »I love Qatar« prangt. Wer nicht aufpasst, landet zwangsläufig in zahlreichen Instagram-Storys und Tik-Tok-Videos. Nirgendwo in Doha sind die Zukunftsvisionen der Stadtplaner so sehr Realität geworden wie in der Marina von Porto Arabia.

An der Uferpromenade reihen sich Speisetempel, türkische Franchises wie etwa Mados, feine indische, italienische, japanische, libanesische Restaurantketten, die bei genauem Hinsehen nicht nur preislich eine gewisse Ähnlichkeit mit gehobener Flughafengastronomie aufweisen. Ein Hauptgericht geht hier normalerweise bei circa 20 Euro los. Nach oben gibt es keine Grenze.

In einem Café, das zu Loungemusik hippe Berliner Third-Wave-Kaffeeröstungen anbietet, sitzt Joachim Krug. Der rüstige Best Ager ist noch immer durchtrainiert und sein Teint verrät, dass er den deutschen Winter schon lange hinter sich gelassen hat. »Mir persönlich geht der Wandel manchmal fast zu schnell«, gibt der Leichtathletik-Trainer und Vater des Fußballjournalisten Matthias Krug zu. »Nicht nur die Gebäude sind europäischer geworden, mit der Zeit sind es auch die Menschen.« Krug findet, dabei sei einiges verloren gegangen.



Die charakteristischen Hochhäuser in West Bay entstammen größtenteils den Blaupausen europäischer Architekten.

1982 kam er mit seiner Frau nach Katar. An seiner neuen Heimat schätzte er die Gastfreundschaft und das simple Leben im Einklang mit der Natur. Mit einem alten Geländewagen unternahm die Familie Entdeckungsreisen durch das Emirat. »Einmal meinten meine Sportler zu mir: Trainer, warum erzählst du uns davon, wo wir in ein paar Jahren stehen sollen? Wir wissen noch nicht mal, wie es morgen aussieht.« Heute entstehen in ein paar Jahren ganze Stadtviertel.

Zur Jahrtausendwende galt Doha noch als so unscheinbar und verschlafen, dass der bekannte Reiseführer Lonely Planet es zu einem der langweiligsten Orte der Welt kürte. Ab 2004 sollte sich das ändern: Angelehnt an Bauprojekte wie »The World« oder »The Palm Islands« in Dubai sollten exklusive Wohnviertel mit mehreren Luxushotels die Stadt in eine neue Ära katapultieren. Neben der Marina entstanden mit dem »Qanat Quarter« ein Bezirk im venezianischen Stil

sowie ein andalusisches Viertel. In der »Pearl« sollten andere Regeln gelten als anderswo im konservativen Emirat. Ursprünglich sollte hier sogar außerhalb von Hotels Alkohol verkauft werden. Dieser Feldversuch wurde nach einigen, wohl dem Alkohol geschuldeten, Zwischenfällen wieder einkassiert.

Selbst wenn sich nicht alle ursprünglich vorgesehenen Liberalisierungspläne haben umsetzen lassen, ist das eigentlich Erstaunliche an der »Pearl«, dass sie als Stadtquartier doch irgendwie auf ihre Art und Weise funktioniert. Steril ja, langweilig nein. Gerade im Viertel »Medina Centrale« ist am Wochenende fast so viel los wie auf der Hamburger Reeperbahn. Maseratis gehören noch zu den unscheinbaren Boliden auf den Straßen. Beim Anblick des öffentlichen Treibens am Abend wird einem bewusst, dass Katar nicht nur im übertragenen Sinn, sondern auch ganz wörtlich ein junges Land ist. Das Durchschnittsalter liegt fast 15 Jahre unter dem in Deutschland.

In der »Pearl« leben heute viele Expats, die Regeln in den Häuserblocks sind lockerer als in anderen »Gated Com-

wabenförmigen Nationalmuseum auf dem Gelände des alten Emirpalasts zwei der großen Prachtbauten. Beide sind architektonisch spektakulär und einen Besuch wert. Es fällt auf, dass die neuen Sehenswürdigkeiten, mit Ausnahme von I. M. Pei und Zaha Hadid, meist von westlichen Auftragnehmern geplant werden. Auch die charakteristischen Hochhäuser in West Bay entstammen größtenteils den Blaupausen europäischer Architekten. Für den Masterplan der WM-Stadien zeichnete etwa das Frankfurter Büro von Albert Speer Junior verantwortlich.

In der Stadt zu flanieren ist eine Herausforderung, gerade in West Bay. Doha ist durch und durch eine Autostadt, deren Highways für die Proportionen riesiger SUVs ausgelegt sind. Bei unserem Besuch ist West Bay eine einzige Baustelle. Die Gehwege befinden sich noch im Bau. Der Versuch, das Viertel zu Fuß zu erkunden, endet nach einigen halsbrecherischen Ausweichmanövern vor Baugruben, SUVs und Sammelbussen für Bauarbeiter. Ein Sprint zur nächstgelegenen U-Bahn-Station rettet uns gerade noch. Auch die Entfernung zwischen den Vierteln sind nicht zu unterschätzen.



Eine Sportanlage in Wajbah, einem Vorort von Doha. Hunderte Kinder kicken hier gleichzeitig auf mehreren (Kunst-)Rasenplätzen.



Der Suq Waqif ist das alte Zentrum Dohas. Nirgendwo sonst erinnert Katars Hauptstadt so sehr an den alten Orient wie hier auf diesem Markt.

munities«, aber auch hier müssen sich die Gäste in der Regel beim Pförtner eintragen. Das Entwicklungstempo des Viertels hinterlässt trotz allen Luxus' Mängel in der Qualität. Einige der hohen Apartmentblocks sind unabhängig von den exorbitanten Mietpreisen bereits baufällig. Im Vorfeld der WM erlebten einige Mieter böse Überraschungen. Ihre Mietverträge wurden gekündigt. Viele Vermieter wittern wegen der begrenzten Hotelkapazitäten das große Geschäft. An einem Tag während der WM winkt der Profit fast einer ganzen Monatsmiete.

Bisher spielt sich das Leben hauptsächlich zwischen der »Pearl«, West Bay und dem alten Zentrum um den Suq Waqif ab. In der Nähe hat das alte Viertel Muscheirib jüngst mehr als nur einen neuen Anstrich erhalten. Unweit davon, an der Corniche, finden sich mit dem vom chinesischen Architekten I. M. Pei entworfenen Museum für Islamische Kunst und dem

Die Stadt ist in den letzten Jahren immer weiter nach Norden gewachsen. Zwischen West Bay und »The Pearl« liegt das Katara Cultural Village. Ein beliebtes Naherholungszentrum in neo-traditionellem Stil mit Strand, Shopping Mall und zahlreichen gehobenen Restaurants. Dazu locken ein Planetarium und ein Amphitheater Touristen und Einheimische. Ein anderes Zentrum ist die »Education City« im Nordwesten. In der großzügigen Anlage finden sich die Zweigstellen mehrerer internationaler Topuniversitäten. Im »Oxygen Park« entkommen viele Bewohner beim Abendspaziergang der brütenden Hitze. Unter dem Licht riesiger ballonförmiger Laternen kicken Jugendliche. Daneben spielen hier meist Südasiaten Cricket im Park.

Nördlich von »The Pearl« entsteht mit dem Viertel Lusail nun schon die nächste exklusive Gegend voller Hochhäuser, Einkaufszentren, Smart-City-Infrastruktur und einer Mari-

na samt Promenade. Hier soll alles noch einmal größer und spektakulärer sein als in den bestehenden Retortenvierteln. Mit dem »Lusail Iconic Stadion« steht hier auch die Spielstätte des WM-Finales. So richtig angenommen wurde das Stadtviertel bei unserem Besuch noch nicht. Aber das kann sich bis zur WM noch ändern.

Wir selbst sind auf einem Segelboot untergekommen, das in der Marina der »Pearl« vor Anker liegt. Am Wochenende lädt uns der Gastgeber, ein umtriebiger, aber gastfreundlicher Engländer, auf einen kleinen Törn mit Freunden ein. Allesamt gut verdienende Expats, die das Leben aus den unterschiedlichsten Winkeln der Welt nach Katar verschlagen hat und den Lifestyle am Golf genießen. Unser Ziel: eine Insel nicht weit vor der Küste. Wir sind nicht die Einzigen, die auf die Idee gekommen sind.

Viele Kataris nutzen ihre Jachten, um abseits ihrer Familien mehr oder weniger heimlich Partys zu veranstalten. Das Boot als Hobbykeller. Mit Geld ist vieles möglich. Als wir uns als Journalisten zu erkennen geben, kippt die Stimmung kurz. Auf Katar wollen unsere Begleiter nichts kommen lassen. Zu viele Journalisten würden immer die gleichen Geschichten von Sklavenarbeit und Menschenrechtsverletzungen verbreiten. Mit ihrem Leben in Katar habe das nichts zu tun. Uns kommt kurz der Gedanke, dass genau das ja vielleicht das Problem sein könnte, aber wir wollen unseren Gastgeber nicht in die Bredouille bringen und lenken das Gespräch schnell wieder in seichtere Gewässer.

Dennoch merken wir: Es ist an der Zeit, die aufgehübschten Ecken Dohas zu verlassen. Uns treibt es weniger in den Westen mit den Villenvierteln, in denen viele katarische Familien Ruhe suchen, sondern in den vergleichsweise armen und ein wenig heruntergekommenen Süden. Schon unmittelbar südlich des Suq Waqif im alten Stadtzentrum zeigt sich Doha von einer anderen Seite. »Arrival Cities« hat der kanadische Autor Doug Sanders solche Viertel genannt, in denen frisch angekommene Migranten die Infrastruktur aus Geldüberweisungsgeschäften, Handyläden und Supermärkten ihrer Heimatländer finden.

Eine solche Lebenslinie der Gastarbeiter ist auch die U-Bahn, die erst 2019 eröffnet wurde und bereits ein Streckennetz von 76 Kilometern bedient. Sie ist hochmoderne, beinahe futuristisch. Mit ihrer Hochfrequenz gibt sie den Takt der Stadt vor, zumindest für die Menschen, die sie jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit nutzen. Kataris sieht man eher selten in der U-Bahn. Die sauberer und pünktlichen Züge eignen sich auch für Touristen und sind neben Carsharing-Apps wie Uber der bequemste Weg, sich in der Stadt zu bewegen. Ein Einzelticket kostet umgerechnet 50 Cent. Während des Turniers soll die U-Bahn für Fans kostenlos sein. In vielen neu entstandenen Vierteln operieren zudem kurze Straßenbahnlinien – zu einem Netz sind sie allerdings nicht zusammengeschlossen. Die Strecke im »Oxygen Park« etwa wirkt eher wie die futuristische Version der Parkeisenbahn Wuhlheide.

Südlich der alten Innenstadt schließt sich mit Najma ein Viertel an, in dem Gastarbeiter aus Süd- und Südostasien leben. Schnörkellose Apartmenthäuser säumen die ruhigen

Seitenstraßen. Der Asphalt ist im Gegensatz zu den besseren Vierteln auffällig brüchig und am Straßenrand ist kaum Grün gepflanzt. In der Hauptstraße Al-Khalidiya dagegen herrscht am frühen Abend geschäftiges Treiben. Pakistanische und malaysische Restaurants reihen sich neben sri-lankische Supermärkte.

Vor dem Royal Nepal Restaurant warten vier Über-Fahrer auf den nächsten Auftrag und schlagen die Zeit tot. Sie stellen sich als vier Mohameds aus Chittagong vor. Die Bangladeschis fragen, woher wir kommen. Europäer verirrten sich nicht oft in diese Gegend. Ob wir zum Flughafen wollen, fragt einer. Wir winken ab und nennen den Grund für unseren Besuch hier: die berühmte nepalesische Küche. Wir sollten auch ein bengalisches Restaurant besuchen, finden sie.

Da Südasiaten die mit Abstand größte Gruppe der Gastarbeiter in Katar und überhaupt am Golf stellen, spiegelt sich auch in der Küche die Vielfalt des indischen Subkontinents wider. Tamilen, Bengalen, Gujaratis und Nepalesen sind jeweils überzeugt, dass ihr Essen das beste sei. Eine Restaurantempfehlung haben die vier Mohameds für uns aber nicht. Dafür eine Warnung: »sehr scharf«. Auf die WM freuen sie sich, sagen sie. Das klingt eher höflich als überzeugt. Die ganze Welt komme zur WM. Nur Russland nicht, wirft einer der Mohameds ein. Andere Frage: »Wie kommen wir eigentlich nach Europa?«

Weiter geht es ins Restaurant: Ein roter Coca-Cola-Kühlschrank surrt auffällig laut, links an der offenen Küche vorbei führt eine schmale Wendeltreppe in den zweiten Stock zum Gästraum. An einer langen, aber voll besetzten Tafel wartet schon Abdu Alin. Der Fotograf dokumentiert das kulinarische Profil am Golf und pendelt zwischen Doha und dem australischen Melbourne.

»Ich war neugierig darauf, was die Küche in Doha abseits der schicken Malls und Restaurants zu bieten hat«, erzählt er. Deswegen habe er gemeinsam mit Bekannten das »Doha Food Collective« ins Leben gerufen. Über Instagram verabredet sich die Gruppe mehrmals im Monat, um authentische Imbisse abseits von »The Pearl« oder der anderen Reichenviertel zu erkunden. Zwischen äthiopischen Spelunken, philippinischen Bars und palästinensischen Fischrestaurants haben sie schon einige Schätze entdeckt.

Ins Royal Nepal Restaurant kommen sie immer wieder. Und tatsächlich sind die Momos, nepalesische Teigtaschen, nicht nur für katarische Verhältnisse spottbillig, sondern dazu ziemlich lecker. Ein Hauptgang kostet umgerechnet circa 5 Euro. Das Preis-Leistungs-Verhältnis scheint sich herumgesprochen haben. Am Nachbartisch sitzen ein paar Studenten in bunten Hawaii-Hemden und den T-Shirts des örtlichen Ablegers der Georgetown-Universität.

»Machen wir uns nichts vor: Wir sind alle wegen des Gelbes in Katar und vielleicht noch, weil man dank des extrem gut ausgebauten Flughafens sogar für einen Wochenendtrip auf einen anderen Kontinent fliegen kann«, erzählt ein Marokkaner, der schon länger in der Stadt lebt. Aber abseits der glatten Fassade gebe es in Doha eben schon einiges zu entdecken. Alin kann dem nur zustimmen. Er bietet über Ins-

agram auch Spaziergänge durch die weniger glamourösen Ecken Dohas an.

Die Foodies sind eine bunte Truppe. Einige arbeiten für Al Jazeera, andere an einer der zahlreichen internationalen Universitäten. Am Ende zieht die Gruppe weiter. Es soll eine südamerikanische Party steigen, hat eine in Doha aufgewachsene Brasilianerin von Freunden aufgeschnappt. Selbst in Doha kann die Nacht ihre ganz eigene Magie entfalten.

Ein neuer Tag, eine neue Entdeckung. In der Nähe des alten Flughafens liegt an einer großen Ausfallstraße ein japanisches Ramen-Restaurant. Ziemlich schick, halal und auf den ersten Blick wirkt es authentisch. Selbst mit viel Fantasie würde man nicht auf die Idee kommen, dass der Restaurantbesitzer aus München kommt. Noch weniger, dass er der Cousin des bekannten deutschen Rappers Massiv ist, mit bürgerlichem Namen Wassiem Taha.

Dessen »Ghettolied« ist eine musikalische Hymne auf den Berliner Arbeiterbezirk Wedding und seinen stolzesten Bewohner: den Rapper Massiv selbst. Zeilen wie »Mein Körper ist ein Prototyp, alles wie gezeichnet. Mein Handgelenk spiegelt Schlägereien, weil ich breit bin. Fette Breitling, an einem Pitbull. Wedding 65, komm doch her, wenn du Streit suchst« sind in die Deutschrab-Geschichte eingegangen. Einem breiteren Publikum ist Wassiem Taha durch seine Rolle als Latif Hamady aus der mehrfach preisgekrönten Fernsehserie »4 Blocks« bekannt.

Schon rein optisch ist Bilal Taha von der Ghettoromantik seines Cousins weit entfernt. Stattdessen: lässiger Business-Look, Brille, kurzer Bart, Glatze, wacher Blick. Taha kam 2008 auf Einladung von Freunden der Familie nach Doha und konnte sich im Emirat schnell etablieren. »Ich bin anfangs von Majlis zu Majlis gezogen und habe Klinken geputzt«, erzählt Taha und meint damit die traditionellen arabischen Männerrunden. Hier wird Vertrauen aufgebaut und bei Tee stundenlang über Gott und die Welt geplaudert. Nebenbei werden wichtige Geschäfte eingetütet. Mittlerweile betreibt Taha mehrere Unternehmen in Doha. Er hat schon einiges im Emirat erlebt. »Ich habe hier Wrestling-Matches organisiert und die erste Modenschau des Landes.« Vor der Show des Designers Ed Hardy hätten Mitglieder des katarischen Geheimdienstes noch eigenhändig die Rocklänge der Models nachgemessen.

Auf seine alte Heimat blickt Taha mit gemischten Gefühlen. In München sei er ein sehr guter Schüler und sogar Schülersprecher gewesen. Als vielversprechende Nachwuchshoffnung von Wirtschaft und Politik umworben, erzählt Taha. Doch mit der Zeit habe er eine unsichtbare Grenze in Deutschland gespürt. So als sei das Aufstiegsversprechen an eine kulturelle Assimilierung geknüpft. »Aber ich bin gläubiger Muslim und will meine Kultur nicht aufgeben.« Man merkt im Gespräch: Es arbeitet in ihm. Welche konkreten Erfahrungen in seinem Leben hochkommen, bleibt vage.

In Doha standen dem geschäftssinnigen Taha dagegen alle Türen offen: »Ich habe mich schon in der ersten Woche hier mit Ministern getroffen, das wäre in Deutschland doch unvorstellbar.« Wenn man gut mit Menschen könne, Biss und Ideen mitbringe, dann könne man es in Katar weit

bringen. Der rastlose Geschäftsmann aus München ist in Doha heimisch geworden und hat mit seiner aus Südostasien stammenden Frau eine Familie gegründet. Ganz wie Joachim Krug eine Generation zuvor.

Die Geschichte des Selfmade-Unternehmers aus München weckte bereits das Interesse deutscher Boulevardmedien. Ganz besonders ist Taha die Anfrage eines privaten TV-Kanals für ein Magazinformat in Erinnerung geblieben. »Der Sender wollte mich filmisch dabei begleiten, wie ich eine Alkohollizenz beantrage und mein Antrag abgelehnt wird.« Nur: Die Geschichte sei auf mehreren Ebenen falsch. »Erst mal ist mir nicht bekannt, dass irgendein Deutscher Probleme mit der Alkohollizenz hatte.« Bei der WM brauche man die in den Fanzonen sowieso nicht. »Und dazu bin ich Muslim. Ich will gar keine Alkohollizenz haben.« Er habe dem Sender abgesagt.

Taha meint, solche Anfragen zeigten exemplarisch, dass im Verständnis zwischen Deutschland und Katar kommunikativ noch immer einiges schieflaufe. Zu sehr werde in Schubladen gedacht: Der Deutsche will sein Bier und Katar sei einfach nur ein Schurkenstaat. Die Realität, sagt Taha, sei auf allen Seiten vielschichtiger.

Robert Chatterjee & Leo Wigger

KATAR 2022

SO EINE WM
GAB ES NOCH
NIE!



Das Land,
die Teams,
Fußballkultur
und Affären

LEVANTE

Robert Chatterjee & Leo Wigger
So eine WM gab es noch nie!

Katar 2022: Das Land, die Teams,
Fußballkultur und Affären

Deutscher Levante Verlag, 2022
152 Seiten, 14,90 Euro